

TESS
GERRITSEN



GEFÄHRLICHE
BEGIERDE

THRILLER

HarperCollins

„Ist es nicht eher unüblich für einen Verleger, so eng mit den Redakteuren zusammenzuarbeiten?“

„Bei einer großen Zeitung vielleicht, aber der *Herald* ist eine kleine Lokalzeitung. Jeder im Team macht ein bisschen etwas von allem.“

„Also, Sie haben Herrn Tremain bei der Arbeit kennengelernt?“

„Ja.“

„Wann begannen Sie, mit ihm zu schlafen?“

Diese Frage traf sie wie ein Schlag ins Gesicht. Sie richtete sich auf. „So war es nicht.“

„Haben Sie nicht mit ihm geschlafen?“

„Ich habe nicht ... ich meine, ja, ich habe, aber es passierte im Laufe von Monaten. Es war nicht so, als ob wir ... wir zum Essen gegangen und dann gleich miteinander ins Bett gefallen wären!“

„Aha, dann war es wohl eher, ähm, eine romantische Angelegenheit. Ist es das, was Sie mir zu sagen versuchen?“

Sie schluckte und nickte leise. So wie er es formulierte, hörte sich alles so dumm an. *Eine eher romantische Angelegenheit*. Jetzt, wo es jemand in dieser Umgebung laut aussprach, ging ihr auf, wie töricht alles gewesen war; die ganze schreckliche Affäre.

„Ich dachte, ich liebe ihn“, flüsterte Miranda.

„Bitte? Ms Wood?“

Sie wiederholte es noch einmal lauter. „Ich dachte, ich liebe ihn. Ich hätte nicht mit ihm geschlafen, wenn es anders gewesen wäre. Ich bin keine Frau für eine Nacht. Ich habe keine Affären.“

„Sie hatten diese Affäre.“

„Richard war anders.“

„Anders als was?“

„Anders als andere Männer. Er interessierte sich nicht bloß für ... Autos und Fußball. Er mochte dieselben Dinge wie ich. Diese Insel, zum Beispiel. Schauen Sie sich die Artikel an, die er schrieb ... Sie werden merken, wie sehr er diesen Ort mochte. Wir sprachen stundenlang darüber, und es schien die natürlichste Sache der Welt zu sein, mit ihm ...“ Sie erschauerte vor Kummer und blickte zu Boden, bevor sie leise sagte: „Ich dachte, er sei anders. Wenigstens schien es so ...“

„Er war aber auch verheiratet, und das wussten Sie.“

Sie ließ ihre Schultern hängen. „Ja.“

„Und Sie wussten, dass er zwei Kinder hatte?“

Sie nickte.

„Und trotzdem hatten Sie ein Verhältnis mit ihm. Bedeutete es Ihnen denn so wenig, Ms Wood, dass drei unschuldige Menschen ...“

„Glauben Sie nicht, dass ich jeden Augenblick daran dachte?“ Ihr Kinn schoss

wütend in die Höhe. „Glauben Sie nicht, dass ich mich selbst dafür hasste? Ich habe *niemals* aufgehört, an diese Familie zu denken. An Evelyn und die Zwillinge. Ich fühlte mich schmutzig und böse. Ich fühlte mich ... ich weiß nicht.“ Sie machte eine hilflose Geste. „Gefangen.“

„Von was?“

„Von meiner Liebe zu ihm. Oder dem, was ich für Liebe hielt.“ Sie zögerte. „Doch vielleicht ... vielleicht liebte ich ihn niemals wirklich. Zumindest nicht den wahren Richard.“

„Und was führte Sie letztendlich zu dieser verblüffenden Erkenntnis?“

„Dinge, die ich über ihn erfahren habe.“

„Welche Dinge?“

„Die Art und Weise, wie er Menschen benutzte, seine Angestellten, zum Beispiel. Wie er sie behandelte.“

„Also, nachdem Sie den echten Richard Tremain erkannt hatten, entliebten Sie sich wieder?“

„Ja. Und ich habe Schluss mit ihm gemacht.“ Sie atmete erleichtert auf. Der schmerzhafteste Teil ihrer Aussage war vorbei. „Schon vor einem Monat.“

„Waren Sie wütend auf ihn?“

„Eigentlich fühlte ich mich eher ... betrogen von all den falschen Eindrücken.“

„Also, dann müssen Sie doch wütend gewesen sein?“

„Vermutlich war ich das.“

„Und Sie sind einen Monat lang wütend auf Mr Tremain herumgelaufen.“

„Manchmal. Meist kam ich mir nur dumm und einfältig vor. Aber dann ließ er mich nie in Ruhe. Er rief laufend an, weil er wieder mit mir zusammen sein wollte.“

„Und das hat sie ebenfalls wütend gemacht?“

„Ja, natürlich.“

„Wütend genug, um ihn zu töten?“

Sie sah ihn scharf an. „Nein.“

„Waren Sie wütend genug, um ein Messer aus der Küchenschublade zu holen?“

„Nein!“

„Wütend genug, um ins Schlafzimmer zu gehen – Ihr Schlafzimmer, wo er nackt auf dem Bett lag – und ihm das Messer in die Brust zu stoßen?“

„Nein! Nein, nein, nein.“ Schluchzend schrie sie die Worte hinaus. Der Klang ihrer Stimme hallte wie der Schrei einer Außerirdischen von den Wänden dieses öden Raumes wider. Sie verbarg das Gesicht in den Händen und lehnte sich gegen den Tisch. „Nein“, flüsterte sie. Sie musste weg von diesem schrecklichen Mann mit seinen furchtbaren Fragen; deshalb erhob sie sich von ihrem Stuhl.

„Setzen Sie sich hin, Ms Wood. Wir sind noch nicht fertig.“

Gehorsam ließ sie sich wieder auf dem Stuhl nieder. „Ich habe ihn nicht getötet“,

weinte sie. „Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass ich ihn auf meinem Bett fand. Ich kam nach Hause, und er lag da ...“

„Ms Wood.“

„Ich war am Strand, als es passierte. Ich saß am Strand. Doch das erzähle ich Ihnen allen schon die ganze Zeit, aber mir hört ja niemand zu. Niemand glaubt mir ...“

„Ms Wood, ich habe noch mehr Fragen.“

Sie antwortete nicht. Nur ihr Schluchzen war zu hören.

Schließlich schaltete Merrifield den Rekorder aus. „In Ordnung. Wir machen eine Pause. Eine Stunde, und dann fassen wir noch einmal alles zusammen.“

Miranda bewegte sich nicht. Sie hörte, wie er seinen Stuhl zurückschob, hörte, wie Merrifield den Raum verließ und die Tür hinter sich schloss, die ein paar Minuten später wieder geöffnet wurde.

„Ms Wood, ich werde Sie nun wieder in Ihre Zelle zurückbringen.“

Miranda erhob sich langsam und drehte sich dann zur Tür, wo ein junger Polizist mit einem freundlichen Lächeln in einem netten Gesicht auf sie wartete. Officer Snipe las sie auf seinem Namensschild. Sie erinnerte sich vage an ihn. O ja. An Weihnachten, in einer anderen Zeit, in ihrem Leben vor dem Gefängnis, hatte er einmal ihren Strafzettel zerrissen. Das war eine nette Geste gewesen, eine galante Geste für eine Dame. Sie fragte sich, was er nun wohl von dieser Dame halten mochte und ob er das Wort Mörderin in ihrem Gesicht geschrieben sah.

Sie ließ sich von ihm in den Korridor führen. An einem Ende entdeckte sie Lieutenant Merrifield, der in ein Gespräch mit Polizeichef Tibbetts vertieft war. Der höfliche Officer Snipe führte sie in die entgegengesetzte Richtung, weg von den beiden. Miranda war erst ein kurzes Stück gegangen, als sie plötzlich ins Stocken geriet.

Am anderen Ende des Flurs stand ein Mann, der sie beobachtete. Sie hatte ihn noch nie zuvor gesehen, denn falls sie ihm schon einmal begegnet wäre, dann hätte sie sich bestimmt an ihn erinnert. Er wirkte wie eine unüberwindliche Hürde, wie er da in dem engen Gang stand, die Hände in den Taschen vergraben und mit bedrohlich breiten Schultern. Er sah nicht aus wie ein Polizist. Bei der Polizei gab es Standards, was das Erscheinungsbild betraf, und davon war dieser Mann mit seinem unrasierten Gesicht, den ungekämmten Haaren und dem zerknitterten Hemd weit entfernt. Am meisten jedoch störte sie die Art, wie er sie ansah. Das war nicht der Blick eines unbeteiligten Zuschauers. Nein. Sein Blick enthielt etwas Feindseliges. Diese dunklen Augen urteilten, prüften und befanden sie für schuldig.

„Gehen Sie weiter, Ms Wood“, sagte Officer Snipe. „Es ist gleich um die Ecke.“

Miranda zwang sich dazu, direkt auf die furchteinflößende, menschliche Barriere zuzugehen. Der Mann trat einen Schritt zur Seite, um sie vorbeizulassen. Als sie ihn passierte, spürte sie seinen brennenden Blick und hörte, wie er durch die Zähne scharf

einatmete, als wollte er nicht dieselbe Luft atmen wie sie, weil ihre Gegenwart die Atmosphäre irgendwie vergiftete.

In den letzten zwölf Stunden hatte man sie wie eine Kriminelle behandelt, sie in Handschellen abgeführt, ihre Fingerabdrücke genommen und mit Demütigungen überhäuft. Doch nicht ein Mal hatte sie sich so elend gefühlt wie in diesem Moment; wie eine Kreatur, die nichts anderes verdiente, als mit Misstrauen und Abneigung betrachtet zu werden. Plötzlich flammte Wut in ihr auf, eine Wut, die sie ganz und gar zu verzehren drohte.

Sie blieb stehen und starrte ihn an. Ihre Blicke trafen sich. Hol dich der Teufel! dachte sie. Wer auch immer du bist, sieh mich gut an! Sieh dir die Mörderin ganz genau an! Zufrieden?

Die Augen, die auf sie hinabstarrten, waren dunkel wie die Hölle und hart vor Missbilligung. Doch als sie sich in die Augen blickten, sah Miranda noch etwas anderes darin aufflackern; eine Spur von Ungewissheit, beinahe Verwirrung. So als ob das, was er sah, falsch war, als ob das Bild, das er sich gemacht hatte, nicht zu der Bildunterschrift passte.

Weiter hinten im Korridor schwang eine Tür auf. Man hörte Schritte, bis es auf einmal wieder still war.

„O Gott!“, flüsterte eine Stimme.

Miranda drehte sich um.

Evelyn Tremain stand wie erstarrt in der Tür, die zu den Waschräumen führte.

„Chase“, flüsterte sie. „Das ist sie ...“

Sofort war er bei ihr und reichte ihr seinen stützenden Arm. Evelyn umklammerte ihn mit beiden Händen, als sei er ihr einziger Strohalm. „Oh, bitte“, murmelte sie hilflos. „Ich kann es nicht ertragen, sie anzusehen.“

Miranda bewegte sich nicht. Ihr schlechtes Gewissen lähmte sie. Was hatte sie dieser Frau und ihrer Familie bloß angetan? Auch wenn ihr Verbrechen nicht aus einem Mord bestand, so hatte sie sich doch immerhin gegen Evelyn versündigt, und das würde sie ewig büßen.

„Mrs Tremain“, sagte sie leise. „Es tut mir leid ...“

Evelyn vergrub ihr Gesicht an der Schulter des Mannes.

„Chase, bitte. Lass uns hier weg.“

„Er liebte Sie“, erklärte Miranda. „Ich möchte, dass Sie das wissen. Ich will, dass Sie wissen, dass er nie aufgehört hat, Sie zu lieben ...“

„Bringen Sie sie weg!“, brüllte Evelyn.

„Officer“, sagte Chase ruhig. „Bitte bringen Sie sie weg.“

Officer Snipe packte Miranda am Arm. „Gehen wir.“

Während man sie abführte, rief Miranda über ihre Schulter zurück: „Ich habe ihn nicht umgebracht, Mrs Tremain! Das müssen Sie mir glauben ...“

„Du Flittchen!“, schrie Evelyn. „Du dreckige Hure! Du hast mein Leben ruiniert.“

Als Miranda sich umdrehte, sah sie, dass die andere Frau sich losgemacht hatte und ihr hinterherblickte wie ein Racheengel. Ein paar blonde Strähnen hatten sich gelöst und fielen ihr über das immer schon blasse Gesicht, das nun kreidebleich geworden war.

„Du hast mein Leben zerstört!“, brüllte Evelyn.

Ihr anklagender Schrei hallte Miranda den ganzen Weg bis zur Gefängniszelle in den Ohren.

Widerstandslos betrat sie ihre Zelle. Als die Tür hinter ihr ins Schloss fiel, stand sie da wie zur Salzsäule erstarrt. Die Schritte des Officers entfernten sich. Sie war alleine und gefangen in diesem Käfig. Plötzlich hatte Miranda das Gefühl, ersticken zu müssen, wenn sie nicht sofort frische Luft atmen könnte. Sie kroch zu dem schmalen Fenster und versuchte, sich an den Gitterstäben hochzuziehen, aber es war zu hoch. Sie rannte zur Liege, schleifte sie quer durch die Zelle und stellte sich schließlich drauf. Doch auch so war sie kaum groß genug, um über das Fensterbrett zu gucken und einen tiefen Atemzug vom verlockenden Geschmack der Freiheit zu nehmen. Draußen schien die Sonne. Jenseits des Gefängnishofs entdeckte sie Ahornbäume, Dächer und ein paar am Himmel schwebende Möwen. Wenn sie tief genug inhalierte, konnte sie fast das Meer riechen. Wie schön das war! Wie unerreichbar! Sie umklammerte die Gitterstäbe fest, bis sie sich in die Handflächen gruben. Dann presste sie ihr Gesicht gegen das Fensterbrett und versuchte mit geschlossenen Augen, die Fassung zu bewahren und ihre Panik unter Kontrolle zu halten.

Ich bin unschuldig. Sie müssen mir glauben, dachte sie. Und dann: Was, wenn sie es nicht tun?

Nein, verdammt! Denk nicht daran.

Sie zwang sich, sich auf andere Gedanken zu bringen. Sie dachte an den Mann im Korridor, den Mann bei Evelyn Tremain. Wie hatte Evelyn ihn genannt? Chase. Der Name erinnerte sie an etwas; Miranda hatte ihn schon einmal gehört. Voller Hoffnung hielt sie sich an dieser irrelevanten Gedankenübung fest und konzentrierte sich darauf, ihre Erinnerung zu durchforsten. Hauptsache, sie vertrieb die Ängste aus ihrem Kopf. Chase. Chase. Irgendwer hatte ihn schon einmal neulich erwähnt. Sie versuchte, sich die Stimme vorzustellen, um sie mit der Äußerung des Namens in Verbindung zu bringen.

Die Erkenntnis traf sie wie ein Schlag. Es war Richard, der ihn erwähnt hatte. *Ich habe meinen Bruder seit Jahren nicht mehr gesehen. Wir hatten einen heftigen Streit, als mein Vater starb. Aber Chase war schon immer das Problemkind der Familie gewesen ...*

Verwirrt blinzelte Miranda in das Sonnenlicht. War das möglich? Es gab keine Ähnlichkeit zwischen ihnen, nicht den kleinsten Hinweis auf eine familiäre Bindung.